

Der Kandidat der Liberalen Fraktion für den Kirchenrat: Andrea Marco Bianca

Andrea Marco Bianca, Pfarrer in Küsnacht

*1961 in Zürich, Maturität B, Studium in Zürich, Basel und Berkeley (USA), wo er einen Abschluss in «Religious and Cultural Studies» machte. Andrea Bianca schreibt an einer Dissertation über «Rituale bei Trennung und Scheidung», ist Armeeseelsorger, hält Vorträge zu Lebenshilfe und Spiritualität, war Initiator der allerersten Kirchgemeinde-Homepage im Kanton und pflegt bewusst den Kontakt zu «Kirchenfernen», Medien und Wirtschaftsführern. Ausgleich findet er bei Popmusik, Spielfilm und Fortbewegung: per Mountainbike, Ski, Boot – und Mini.



Bild: cw

notabene: Andrea Bianca, was ist Ihnen an der Kirche so wichtig, dass Sie als Kirchenrat kandidieren?

Andrea Bianca: An der Kirche wichtig ist mir – das klingt für einen Kandidaten der Liberalen vielleicht konservativ – eine Heimat zu haben. Damit meine ich einen Ort, an dem ich als ganzer Mensch, mit Leib, Seele und Geist, für voll genommen werde. Zuviel Bindung ist nicht Heimat, sondern Gefängnis, und zu wenig Bindung ist Verlorensein.

Ich bin mit Haut und Haar Pfarrer und will die Kirche mitgestalten, so dass sie weiter wachsen – und sich selber weiter suchen kann. Als Kirchenrat könnte ich noch mehr verwirklichen.

Mich interessieren aber auch Management- und Organisationsfragen. Mich fasziniert es, die Kirche als System mit Subsystemen zu sehen, die je wieder ihre eigenen Regeln haben. Hier –

gerade bei den Schnittstellen – ist sicher noch Spielraum.

Wie würden Sie diesen Spielraum nutzen?

Ich würde nicht mit einer Strategie einfahren und diese durchpeitschen wollen. Das Scheitern wäre programmiert. Führen verstehe ich als Zusammenbinden, dem Ganzen eine Struktur geben, um die Sache weiterzuführen, teilweise auch neue Ziele zu setzen. Diese dürfen aber nicht so weit weg sein, dass man sie nicht mehr sieht, aber doch so weit, dass sie noch eine Herausforderung darstellen. Am liebsten überzeuge ich die Leute so, dass sie etwas tun, weil sie es für sich selber gut finden, und nicht, weil ich es sage.

Was hätten die über 6000 beruflich, ehrenamtlich und freiwillig Mitar-

beitenden von Ihnen zu erwarten?

Sie könnten mit jemandem rechnen, der sie ernst nimmt, sie einbezieht und nachfragt. Mitarbeitende sollen mitplanen, mitkreieren, mitumsetzen und Mit-Erfolg haben. Jene, für die ich Führungsverantwortung trage, möchte ich nachher allerdings auch an unserem Auftrag messen; wir sind nicht für uns selber da, sondern für alle unsere Mitglieder.

Sie arbeiten in Küsnacht, wo relativ viele SDM und Freiwillige mitarbeiten. Wie hat Sie das geprägt?

Ohne die SDM könnten wir in der Kirchgemeinde keine zielgruppenorientierten Schwerpunkte setzen. Und auch der Einbezug der Freiwilligen ist für mich sehr wichtig geworden. Ich erkannte, dass man nicht freiwillig mit-

arbeitet, nur weil man «ein lieber Mensch» sein möchte; man will auch einen persönlichen Nutzen haben – und eine Honorierung. Ein Beispiel: Jugendliche, die eine «ChiläBar» betreiben, sollen dies auch als ihren Erfolg geniessen können. So entsteht ein Stück kirchliche Heimat.

In der Landeskirche gibt es – genau wie beim Staat – eine Spannung zwischen «Zürich» und den Gemeinden. Wie würden Sie damit umgehen?

Wenn ich gewählt werde, will ich, dass man in den Gemeinden merkt: Der Kirchenrat unterstützt uns. Wenn man an «Zürich» denkt, soll man nicht denken: «Das sind die mit den Papieren», sondern: «Das sind jene, die an uns glauben, jene, die jeder Arbeit in der Kirche den Vollwert der Kirche zugestehen.»

Was ist dieser Vollwert der Kirche?

Das musste ich als Pfarrer lernen. Ein Beispiel: Eine Mitarbeiterin, die den Teller so platziert, dass das Logo oben liegt – auch das ist Kirche. Und nicht nur der Pfarrer, der dann noch eine vielleicht schlecht vorbereitete Rede hält... Es ist mir aber bewusst, dass es auch ganz andere Gemeindetypen gibt, z.B. mit «nur» einem Pfarrer oder einer Pfarrerin. Aber für alle gilt: Wir arbeiten nicht für uns selbst, sondern für unsere Mitglieder; daran messe ich auch mich.

Aber die Mitarbeitenden sind doch auch Mitglieder.

Sicher, aber wer von der Kirche einen Lohn bezieht, hat auch den Auftrag, für jene Leute da zu sein, die unsere Dienstleistungen nutzen. Das geht bis zum Telefon abnehmen. Es kann doch nicht sein, dass z.B. ein Supermarkt einen besseren Service bietet als die Kirche, wenn ich eine Reklamation habe! Wir sind nicht irgendein Verein aus lauter Gesinnungsmitgliedern, sondern eine öffentlich-rechtliche Institution, die von ihren passiven oder wenig aktiven Mitgliedern lebt.

Können Sie ein Beispiel geben?

Man kann einen Riesenaufwand für eine Sache betreiben, doch wenn je-

mand etwas Besonderes will, wird er unfreundlich behandelt – das ist nicht tolerierbar. Wer zu uns kommt, soll merken: Das ist auch meine Kirche, meine Heimat. Wo «Kirche» drauf steht, muss auch Kirche drin sein, und zwar öffentlich-rechtliche.

Ihnen ist die Diensthaltung der Kirche sehr wichtig.

Die Kirche hat eine Bring-Schuld und kann nicht hoch oben mit verschränkten Armen warten, bis die Leute merken, was man Gutes hat... Wie können wir Mittel wie z.B. Podcasts, die sowieso genutzt werden, mit kirchlichen Inhalten füllen? Mit diesem Spirit von Jesus? Ja, das beschäftigt mich. Ich will einen Durch-Mark-und-Bein-Glauben. Ich bin kein Freund von Fremdwörtern, aber mit «Spirit» und «Mission» kann ich am besten ausdrücken, was ich meine.

Wie sehen Sie das Verhältnis und die Gewichtung von beruflich, ehrenamtlich und freiwillig Mitarbeitenden in der Kirche? In welche Richtung soll die Entwicklung gehen?

Die Beruflichen müssen Dienstleistungen erbringen wie etwa die Kasualien, und die Freiwilligen erbringen Leistungen, die unserem Ziel dienen, und dieses Ziel muss heissen, am Puls der Fra-

«Ich will einen Durch-Mark-und-Bein-Glauben.»

gen zu bleiben, die sowohl die Seele als auch den Körper bewegen. Beim Begehen neuer Wege sehe ich viel Potential bei den Freiwilligen. Aktuelle Beispiele sind Wellness oder Ökologie. Warum soll die Kirche darin kein Vorzeigebetrieb werden? Ein Kirchgemeindehaus, in dem verantwortbares Essen serviert wird... Genuss und Glauben, das können wir doch vereinen!

Der Pfarrer ist immer noch für viele Leute die Verkörperung der Kirche, und das ist nicht immer leicht. Was ich notwendig finde, ist die Gleichwertigkeit der Berufsgruppen, auch in der Vertretung nach aussen. Pfarrer sein ist keine Kompetenz an sich. Es gibt eine liturgische Kompetenz, eine animatori-

sche, eine administrative, eine leitende, es gibt weitere. Die Frage muss – in jeder Kirchgemeinde für sich – lauten: Wer ist wofür am besten geeignet? Für die Jugendarbeit z.B. ist die animatorische Kompetenz sicher wichtiger als die administrative, und die Leitungskompetenz muss nicht zwingend bei der Pfarrerin, dem Pfarrer liegen.

Am wichtigsten ist mir, dass wir erkennen, warum wir es nicht ohne einander können. Es braucht alle: Pfarrer, Pflegen, Mitarbeitende, Freiwillige.

Entspricht das nicht dem Bild des Körpers, das auch Paulus für das Zusammenspiel in der Gemeinde verwendet?

Auf jeden Fall. Und wenn es bei den Schnittstellen stimmt, dann strahlt das System Kirche als Körper auch aus.

Sie kandidieren für die Liberalen. Wie liberal sind Sie?

Lieber arbeite ich mit dem Begriff Orientierung als mit jenem der Offenheit. Orientierung heisst: Ich darf hinschauen, abschätzen und mich entscheiden – ohne Zwang. Als Liberaler ist mir das Durch-Denken zentral, und doch soll man seiner Sehnsucht folgen können. «Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben» ist mir dann wichtig; wo der Glaube wirklich tief ist, muss dieser Satz gestattet sein, das erkenne ich auch bei Jesus. Möglich wird es durch das Vertrauen, wie es in Römer 8 ausgedrückt ist: Nichts kann uns trennen von Gott. Liberal ist für mich eine Theologie, die durch Denken, Sehnen und Handeln in die Tiefe geht.

Was treibt Sie an?

Ich komme ursprünglich aus einer Unternehmerfamilie und aus einer, die glaubt. Was mich treibt, ist die Suche nach einem Leben, das Sinn macht, nach einem «Leben in Fülle». Reformiert sein bedeutet für mich die Chance, dass ich meinem Leben ein eigenes Gepräge gebe. Zwingli sagte: Jeder hat ein Feuerchen. Daran glaube ich. Dem Feuerchen Nahrung zu geben, daran Freude zu bekommen, das treibt mich.

Gespräch: Christoph Witzig